

Traum.

Von Anna Klia.

Verstehst du Schatz, ich lieb' dich so,
Wie nichts auf Erden weiter.
Wir träumte jüngst, es führte uns
Zu Himmel eine Leiter.
So hing hinauf zum Sonnenlicht,
Und stand am Himmelsingang dich.

Da schaut' ich Stern an Stern dich
brehn,
Und d'rauf der Engel Reigen,
Die einen hab' ich tanzen sehn,
Die andern hör' ich geigen.
Sie hielten ein und winkten mir,
Da fragst' ich: Ist mein Schatz nicht
hier?

Sie hemmten d'rauf den Ringelreihn
Mit lächelnden Geberden:
Wir wissen nichts vom Schatz dir,
Der ist wohl noch auf Erden!
Da mach' ich lehr und tröste mich —
Was wär' der Himmel ohne dich?

Conventiell.

Eine richtige, erschöpfende Definition von „conventiell“, also der Conventiell gemäÙ, zu geben, ist nicht gering leicht. Im Allgemeinen ist es richtig, „Conventiell“ eine unausgesprochene Uebereinkunft zu nennen, die für bestimmte anerkannte Fälle und Verhältnisse durch fortgesetzte Übung, anlässlich feststehender Gebräuche, Gewohnheiten und gewissermaßen auf gegenseitigem, aber stillschweigendem Verträge rührt. Insbesondere findet sich die Übung auf gesellschaftlichem Gebiete in Bezug auf Kleidung und spezielle Anordnung. Alles, was sich im gesellschaftlichen Verhalten der Menschen untereinander auf eine Sitte, Gebrauch und Gewohnheit bezieht und vielleicht zuerst von einer Personlichkeit ausgeht, wird, wenn es sich allgemein verbreitet, als „conventiell“ bezeichnet.

Wohlfahrt oder vermehrte Erkenntnis und besserem Zeitgenossen gelingen, Wesentlichkeiten, Formen und Lebensanschauungen, aus sich selbst heraus, langsam zu ändern oder durch fremde, von auswärts verpflanzte Sitten allmählich eine andere Gestalt gewinnen zu lassen; im Allgemeinen erweisen sich aber die „conventiellen“ als unüberwindlich und unveränderlich, oft wie in Stein geätzt. Selbst unser moderner, nichtveralteter Zeitalter gelingt es keineswegs, sie zu beugen; diejenigen, denen sie im Wege stehen, müssen sie ertragen! Zu einem gewissen Ausmaß können sie aber durch geistige, edlere Weib nur schwer zu entweichen.

Und gerade im Leben solcher Frauen gewinnt das Wort „conventiell“ eine gewöhnlich große Bedeutung. Wohl garter Empfindungen, Vermögen sie nur schwer, mit überlebten Formen zu brechen, selbst wenn sie solche als hoch und nützlich erachtet haben.

Sie haben allerlei Ansichten aus dem Elternhause mit an den eigenen Seel hingetragen, die ihnen in veränderter Bedeutung nun selbst lästig und unbequem erscheinen. Sie fragen sich: „Ist es zweckmäßig, daß Du Dein Haus, Deine Familie, welche in einer vorgerückten Zeit lebt, einen neuen Geist atmet, mit Anschauungen und Formen beaufschlagt, die für viele Leute ein überwindliches Standpauke sind? Das junge Mädchen hat dabei noch gelernt, zu schmeicheln, wenn ältere Leute, wenn „Respectablen“ reden; zu warten, bis sie „mitzugehen“ aufgefordert wird; sich niemals vorzudrängen; einen Glanzwunsch zu sprechen, den ihm Herz nicht viel wissen kann; höflich zu sein, wo es sie zu täuſel Abweilung oder — Grobheit drängt; mit Menschen freundlich zu verkehren, für welche sie kein Interesse empfindet, und dergleichen mehr. Soll die Frau ihr Haus in ähnlicher Weise leiten, ihre Töchter in ähnlichen Anschauungen erziehen und dadurch in Fesseln schlagen, die oftmals unbequem, einschränkend, erdrückend sind? Sie braucht ja nur um sich zu sehen, wie man heute Formen und Rücksichtnahme als Ballast über Bord wirft, wie sie verachtet werden und wie man sich dabei doch wohl befindet, ja wie die Befreiung der Form, Unterbrechung der Rücksichtnahme als Anzeichen höherer, geistiger Befähigung gelten und sogar zur Genialität gleichgestellt werden! Wie soll die geistigere Frau, die gewissenhafte Mutter, die Dame zu solcher Erscheinung Stellung nehmen?

Die Frage ist schwer und leicht zugleich zu beantworten. Sie mag ihr „conventiell“ immerhin auf gute, feste, „conventiell“ Formen gründen und weiterführen, sobald sich durch die Form hindurch ein tieferes Sinn, eine gehaltvolle Bedeutung erkennen läßt — eine Forderung der Pietät und Moral! Dann ist die festgesetzte Form nur der Bestimmung, notwendige Ausdrücke einer edlen, geistigen Erkenntnis. Die junge Frau wird sich bald überzeugen können, welche dauerhafte Stützen und Pfeiler feste, wohlgeordnete Gewohnheiten, Vorlesungen, im häuslichen und im gesellschaftlichen Leben. Die unabhingige Übung bestimmter Formen der Wohlthatigkeit, welche zur Gewohnheit werden, bilden unwillkürlich eine Schutzwehr gegen Ausweichungen jeder Art und vermögen selbst die Leidenschaften zu zügeln. Sie erleichtern darum wesentlich die Erziehung der Kinder. Die gebildete, charaktervolle Frau vermag an der Hand der „conventiellen“ viel Gutes zu leisten, besonders wenn das eigene Benehmen dabei Güte, Feinheit und Anmut zeigt und sich die vielleicht strengere Form dadurch auch liebenswürdig zur Erscheinung bringt.

Die Ballkönigin.

(Aus dem Wiener Leben.)

Wieviel gibt es noch einen alten Leopoldstädter, der sich an die Kind Agnes erinnert, an das herrliche GespöÙ, das anfangs der Schöngesetz Jahre neidlos als die Schöne im Faschetei jenseits des Canals anerkannt war. War das ein zierliches Püppchen voll Anmut und Liebreiz, mit einem Paar herrlicher Augen von unaussprechlich zauberischer Fernsicht, mit einem süßen Mund, der geschaffenen Lächeln, um zu lachen und die zwei Grübchen zu zeigen, die sich in die Wangen tiefen, einem hellen, reifen Haar, auf dem der Glanz der Sonne ruhte, und einer Stimme, in der Engelstimme zummentönte. Man hat mir ein Bild von der schönen Agnes aus diesen Tagen gezeigt, ein bißchen verblüht und grau im Ton, altmodisch und selbst an sich nicht mehr so schön, aber man kann's schon lassen, daß man für dieses göttliche GespöÙ schwärmen konnte. Und es schwärmte die ganze Leopoldstadt für sie in jenem alten Patrizierhause, der sich in die Jägerzeile lebte und wo sich ein gar süßes PatriziergespöÙ eingewöhnt hatte. Der Vater war ein Kaufmann, nicht reich, nicht arm — ein Mensch, der sein Auskommen hatte und sich beim „Sperlich“ seinen Tagern, beim „Zäger“ sein Glas Wein vergnügen konnte und der insgeheim um die Agnes viel beneidet wurde. „An das Bild“ brauchen Sie keine Sorge zu tragen!“ sagten ihm die Leute. „Die Agnes wird Ihnen mit höchstem Vergnügen danken!“

Und sie wurde weggeschleppt. Ein reicher junger Mann verliebte sich in die Agnes und mehr dem Drängen der Eltern, als ihres Herzens nachgebend, wurde die Schöne der Leopoldstadt Frau Ostermann. Sie war nie verliebt gewesen und sie bildete sich ein, daß die persönliche Zuneigung, die sie zu dem hübschen jungen Menschen empfand, die Liebe sei oder doch genäherte, die Liebe zu ersetzen.

„Ist Liebe nur das Feuer, das verzehrend brennt und in hohen Flammen aufschlägt? — Gibt es nicht ein stillflanderes Feuer, das anheimelnd flackert und wohlthut?“

So sagte die Agnes, wenn sie über ihre Zukunft an der Seite des jungen Theodor nachdachte und sich die Sache zurechtlegte, wie es ihr eben paßte. Die junge Frau war noch schöner als die Jungfrau. Was in nebelhafter Verhüllung bisher an ihr reizvoll gewesen war, trat jetzt in voller Schönheit blendend hervor, die Blüthe senten sich nicht mehr scheu, das Lachen war nicht mehr verschämt und zurückhaltend, ihre Bewegungen nicht mehr zaghaft und schüchtern und die Frau Ostermann verdrängte den Leuten noch mehr die Köpfe, als es früher die Lind Agnes gethan hatte. Die vornehme, reiche Frau erschien bei allen Festen und Ballen, welche in der Leopoldstadt stattfanden, und ihr Gatte sah es gern, wenn ein Schwarm von Verehrern sie umdrängte, wenn man sich um eine Tour mit ihr rief, wenn man sie mit Complimenten und Aufmerksamkeiten überhäufte. Er hatte seine Frau gerne, aber er war von solcher Eitelkeit, daß diese Liebe zu seiner Frau ihm Grund nur darin hatte, daß er sich sagte: „Die Leute denken dich! Du eine so schöne Frau hast!“ Nicht die Frau machte ihn stolz, sondern das Bewußtsein ihres Wohlstandes. Deshalb war er auch in den Stunden, da sie nur seine Frau war, in den glücklichen Stunden, da sich zwei für das Leben zusammengetretene Menschen festlich durchleuchteten, Meinungen und Ansichten, Sorgen und Freuden, Beschäftigungen und Hoffnungen austauschten, von großer Rülte und Intellektualität. Da sah ihn ja Niemand, da konnte ihn Niemand bewundern, Niemand beneiden! Er hatte außer dem Hause keine Freizeiten, um sich über die Leute in seinem Herzen hinwegzulaufen.

Aber sie! Die Agnes! — In ihrer Seele steckte ein Eisberg, der sie mit kaltem Schauer durchfröhlte. In ihr ging die Erkenntnis auf, daß Zuneigung, Sympathie, Gefallen, Wohlwollen und wie alle die Surrogate heißen, nicht im Stande sind, die Liebe zu ersetzen, in ihrem Herzen stieg langsam, aber mächtig ein Schen auf, ein Schen nach Wärme, nach Liebe, nach Seelenvergnügen. Sie fand, aber sie hatte nicht gesucht. Solche unglückliche Frauen brauchen nicht zu suchen. Der Herrgott will sein Leben ohne Liebe geben, es darf kein Leben ohne Liebe geben, wie es kein Leben ohne Wärme gibt. Rülte, Liebester, das ist der Tod.

Wieder war ein großer Ball im Dianasaal, wieder war sie die Ballkönigin, wieder lächelte Theodor Ostermann voll Stolz, da er seine Frau umschlingt hat, umhuldig von Jung und Alt. Da trat ein anderer Mensch herein mit einem männlichen Gesicht und einem weichen, wie ein Professor. Er war auch Lehrer an der Schule zu St. Leopold und man sah es ihm an, daß ihn nicht der Drang nach Unterhaltung in der Dianasaal getrieben habe. Er war in Frack und weißer Cravatte, aber der Frack erinnerte an die seligen Zeiten des Vormars, die Cravatte sah schön und war ungeschicklich gebunden. Und trotzdem sah der Mann nicht lächerlich aus. Zu dem Gesichte mit dem blauen, ziemlich ungepflegten Vollbarte paßte das Alles besser, wie geschicktes Gedentum. „Darf ich Dir Herrn Professor Theodor vorstellen, die Agnes!“ Ein Gelehrter, der wir zuzuhören mußten, den Ball zu befehlen!“ sagte der Ostermann. „Nun, Herr Professor Theodor, Sie der heutige Abend und läßt Sie den Widerwillen bereuen, mit dem Sie hierhergekommen sind!“

„mea Inb!“ sagte Agnes mit verbündeltem Lächeln. Der Professor machte ein mürrisches Gesicht und eine linksige Bewegung und fragte: „Haben Sie Familie, gnädige Frau?“ — „Ein reizendes Mädchen!“ antwortete Frau Ostermann. „Alle Kinder sind in den Augen der Eltern reizend!“ brummte der Professor. — „Das ist auch erklärlich!“ meinte Agnes. — „Weißt du, weil die Kinder zumeist den Eltern ähnlich sehen und Papa und Mama sich nur selbst Complimente machen, wenn sie ihre Kinder loben!“ — „Darum mag etwas Wahres sein!“

Die Luft erlöste, die Ballkönigin flog im nächsten Momente an Professor Theodor vorbei, der die Hand vor den glühenden Mund hielt und schlief darüber nachdachte, wie Menschen daran zergänglichen finden können, gepußt und aufgeborenen herumzuhüpfen. Frau Ostermann hatte eine Menge von Kindern zu absolvieren, sie flog von einer Arme in den anderen, ihr Gatte schaute voll Stolz auf seine Agnes, die endlich erschöpft auf den Fontänen saß und sich trübe aufzuflehte. „Die gnädige Frau wird sich eine Augenentzündung holen!“ meinte der Professor. „Fürchten Sie Nichts! Sie verharren sich gut, wenn sie den Saal verläßt!“ sagte Herr Ostermann. „Man kann's recht sein,“ brummte der Professor. „Es wäre Ihnen gleichgültig, wenn ich krank werden würde?“ lachte Agnes. Der Professor schaute auf und schaute in ein Augenpaar, das ihm wie helle Sterne entgegenleuchtete. Er war verwirrt. Er konnte den Blick nicht lassen von diesen Augen, aus denen der Glanz der Freude herausstrahlte.

„Schätz' Ihr Kind jetzt!“ fragte er herausstrahlend. „Ich hoffe es! Aber warum fragen Sie immer nach dem Kinde?“ „Weil ich ein Lehrer bin! Ich denke immer an Kinder!“ — „Sind Sie nur ein guter Lehrer oder auch ein Erzieher?“ — „Lehrer muß ich sein, der Erzieher muß ich sein. Der Lohn und die innere Befriedigung des Erziehers ist größer! Wenn die Eltern fort sind, dann muß der Erzieher dem Kinde die Erziehung geben.“ — „Zum Beispiel, wenn die Mutter auf den Ball geht und ihr Kind zu Hause läßt? Nicht wahr, Herr Professor?“ — Der Professor war glücklich, nicht antworten zu müssen, denn die Mutter begann wieder und die schöne Frau mußte tanzen. Er aber dachte an das Kind, an das reizende Mädchen zu Hause.

Professor Theodor wurde der Erzieher des Mädchens. Die Frau hatte es gewünscht und er war der Lehrer der Frau Ostermann. Das kam von selbst. Dieser merkwürdige Mensch machte einen mächtigen Eindruck auf die Frau. Sie fühlte sich gefähigt, wenn sie ein halbes Stündchen mit ihm geplaudert hatte. „Er hatte tausend Bücher im Kopf, er erzählte ihr in wenigen Worten ein Buch. Er war eigentlich ein unschöner Mensch, und er auf sein Außeres Nichts hielt, er schien er unvortheilhaft. Und doch freute sich Frau Ostermann auf die Stunde, da Professor Theodor kommen sollte, und war betört, wenn er ging. Ein Stündchen von der Leere in ihrem Herzen war ausgefüllt, nicht durch Liebe, aber durch Freundschaft, wieder durch ein unzulängliches Surrogat, aber ein besseres, als die lägenhaften Mittel, mit denen sie sich bisher geholfen hatte. Der Professor belehrte sie, daß es nicht Aufgabe der Frau sein kann, eine Ballkönigin zu sein, sondern daß die Erfüllung der Mutterpflichten viel heiliger ist, daß eine Frau verflücht ist, ihrem Mann den Gehorsam zu verweigern, wenn er aus ihr Nichts machen wolle, als eine vielbewunderte Frau. Dadurch zwinge die Frau ihren Mann, ihr die Achtung zu schenken, wenn er ihr kann die Liebe verweigern. Man kann sich eine Ehe ohne Liebe, doch nie eine Ehe ohne Achtung denken. Der Professor führte die Frau hoch hinauf in seine Späherhöher Denkart und neue geistige Ausblicksreize eröffneten sich ihr.

Agnes fühlte Wärme in ihre Seele strahlen, sie sah ein Glück vor sich, das sie Frau erziehen kann, ohne sich preiszugeben — das Glück der Häuslichkeit, das Glück, das das Bewußtsein verleiht, von einem Nebenmenschen verstanden zu werden.

Eines Tages führte Theodor Ostermann zur Thür herein, bleich, aufgeregt, ätzend. Er hatte seine Vermögen verloren, er war unthätig. Die Freunde blöhen ihn, die lustigen Brüder, mit denen er bis nun geredet, zu den Wäſeln, er verwarf, daß er ein Weib, daß er ein Kind habe, und erlösch sich. Frau Ostermann stand allein da. Nichts war ihr geblieben, als der Freund, der gute, häßliche, feste, aber edle, hingebungsvolle Freund. Er wich nicht von ihrer Seite, er richtete sie auf, er stützte sie.

Die Anna war 17 Jahre alt geworden, bis wo so schön, wie die Mutter einst gewesen, sie schaute wohlverehert zu dem Professor auf. „Gnädige Frau! Soll ich die Anna heiraten? Es ist ein Anstun, der mir da durch den Kopf fährt, aber ich glaube, die Rechnung wäre doch klug, denn der Haushalt wäre gerettet!“

„Nein! Sie machen sich auf — vergehen Sie — vielleicht das Mädchen unglücklich!“

die Selber. Die Anna wurde täglich schöner, sie entfaltete sich zu einer duftigen Blume voll Zauber, doch die schweren Tage des Kammers, der harte Umgang mit den Kunden hatte ihr frühzeitig den geheimnißvollen Reiz wächender Jahre abgenommen.

Ihr Bild fante sich nicht, wenn ein Mann begehrt, stehend in ihr Auge sah, sie betragte sich ohne mädchenhafte Zaghaftigkeit und entschloß sich trat sie an die Mutter heran, um ihr zu sagen, daß sie liebe.

Der junge Mann war weit über das Meer nach Wien gekommen, um hier zu lernen. Der Zufall hatte ihn in das Geschäft geführt, zu dessen Stammkunden er zählte. Die Mutter machte ihre Entscheidung von dem Professor abhängig, der Professor von den Bedingungen, die er einzugehen wollte. Diefelben fielen befriedigend aus und Anna Ostermann heiratete den Amerikaner.

Sie folgte dem Manne ihrer Wahl und ging mit ihm nach der neuen Welt. Frau Ostermann und der alte Professor waren allein. „Und was soll aus mir werden?“ meinte sie seufzend. „Die Anna schenkt sich nach mir und verlangt nach mir!“

Sie müssen hinübergehen zu ihr. Sie sind die Mutter!“ — „Und Sie, lieber Freund!“

„Ich bleibe hier. Wir bleiben gute Freunde. Die Freundschaft kann man auch bewahren, wenn Meere die Menschen trennen!“

„Wenn das wahr wäre! Wie glücklich wäre ich! — Auf mich können Sie sich verlassen. Und dann — Amen, ich nicht gar so weit!“

Frau Ostermann, die einjährige Ballkönigin der Leopoldstadt, packte ihre Sachen, verkaufte ihr Geschäft und zog zu ihrer Tochter.

Der einige Wochen hat sich der Professor Theodor pensionieren lassen. Er hatte sich seinen Glanz genommen und war mit dem Finger rasch über das Meer gefahren, über den großen Atlantischen Ocean, und war in einer Stunde in New York gewesen. Das hat er oft und oft und fühlte sich wohl dabei. Aber endlich packte ihn etwas Sehnsucht, wie Bangigkeit, und er dachte, es sei besser, wenn er einmal die Tour in Wirklichkeit und nicht nur symbolisch machte, und so hat er auch gehen. Heute ist der alte Professor schon drüben und weiß glücklich bei seiner Anna und bei seiner Freundin, die nur seine Freundin, seine gute, liebe Freundin war, was auch die Menschen darüber gesprochen haben und weiter reden werden.

Das Geschehen.

Eine Geschichte aus Slavonien, von M. Kova-Kova.

Imbro Romich heißt im Munde aller Welt „das Geschehen“, weil er so gut gar Kerl ist. Geschehen aber heißt auf ungarisch „Etschi“. Also bedeutet Etschi auf Puzja Plenci so viel oder so wenig, wie Imbro Romich. „Etschi!“ schreit das kleine Fräulein Sola von Romich durch die Thür ihres Cousins, „Etschi“, es ist dreierlei Neues. Zur Verhärterung des Alarms stampft sie einige Male fest auf. „Etschi — gleich!“ tönt es verschlafen zurück.

Sola läuft hinunter in den Salon, wo ihr Papa mit allen Zeichen der Ungeduld, ein mächtiges Gebelbuch in den Händen, seinen Pfeifen erwartet, um im Kreise der Familie den sonntäglichen Kirchgang anzutreten.

„Wo ist Imbro?“ fragt er mit großer Stimme. „Etschi ist er da, Papa,“ antwortet die Kleine und lächelt halb besorgniß, halb beschämt. „Wir haben ja noch Zeit.“

Oben in seinem Zimmer ist Imbro aus den Fesseln gelöst und an den Waschtisch gestürzt. Er thut einen schmerzhaften Blick auf die Uhr. Wenn er sich „rasend“ eilt, kann er dem Donnerwetter seines Vormundes und Anstalts entgehen. „So — nun die Stiefel,“ sagt er zu sich selbst. Er fährt in den Linken und zieht ihn im nächsten Moment erschrocken wieder aus. Von seinem Fußge träufelt eine goldige, dickflüssige Masse.

böse! Es war solch ein schöner Eschi!“

Und Etschi ist richtig nicht böse! — Auch dann nicht, wenn ihm der Witzfang Mehl auf's Kopfkissen fäut und ihm demzufolge Morgens statt eines hübschen, brüneten Jungen ein Mißverdräue aus dem Spiegel verdrüst entgegenstaut.

„Etschi ist nicht nur nicht böse, er besitzt seine graulame Cousine sogar an. Er ist eben ein richtiger, echter „Etschi“, gutmüthig, geduldig bis zur Unvernunft.“

Als er von Hofenheim, der landwirtschaftlichen Hochschule, nach Hause kommt, hält ihm der alte Romich folgende Rede: „Mein liebes Kind, Du weißt, wenn ich sterbe, wirst Du Majoratsherr, Sola bezieht einen sehr geringen Anteil meines Erbes. Du bist ein guter Junge und siehst ein, daß mir das nicht recht sein kann. Schau, wenn Du die Sola heiraten würdest, so wäre die Sache ausgeglichen, nicht wahr?“

„Etschi wird sehr roth und sagt zitternd vor Glück und Jubel: „Ja!“ Sola wird gar nicht roth und sagt auch „Ja.“

Der Etschi heiratet? Er warum denn nicht? Die Sache ist gar nicht aufregend.

Am selben Tag noch verheiratete sie ihm den Zweider und freut sich unendlich, als der arme, kurzschichtige Etschi das Stubenmädchen hat ihrer unterarmt.

„Hör, Imbro,“ sagt Herr von Romich, „Du schreibst mir mein Freund Romich, daß Du sehr gern auf ein halbes Jahr zu ihm als Volontär kommen kannst. Er schickt dafür seinen Gehalt zu uns. Du bist ein in den Sitten wieder bessere Eigenart gegeben, namentlich jenen Sitten, die das Wesen des Weibes bestimmen.“

Die Abstinenz ist nicht die verblühte, mißtrauisch bedachte Skabin des Mannes, wie bei den Muselmanen, sie ist jene veredelte und heiß begehrte und schieflich werden doch nur Unschuldige und Mitleider fettenommen, weil die Hauptberuf und Arbeiter sich nach zu rechten Zeit aus dem Staube machen.

Abessinische Frauen.

So traurig auch in der Schlacht bei Abua das stolze erträufliche Abenteuer der Italiener gendert hat, es wird ein für alle Zeiten geltender Gewinn für die Culturwelt bleiben, daß mit diesen Unternehmen der Schleier gelüftet wurde, der bis dahin die Abessinier des Äthiopiens unfer Kenntnis verhüllte. In dem Wunderlande, das sich vom Meere und aus der Tropenwelt der tieferen Regionen bis in die ewig vereisten Genden der Gletscher und Eismassen erhebt, lebt auch ein wunderbares buntes Volk eigener Art, das in seinen Wesen, seiner Kraft, seinem Selbstthum und seinen Gewohnheiten vielfach an die alten Germanen erinnert.

Der Abessinier lebt im Gebirgslande und ist ein Anderer als der Araber, der in den ebenen Landstrichen angeheilt ist, die auch dem Scepter des Negus Menelik und seiner Lehnsleute gehorchen. Der Abessinier ist vor allem ein Krieger, die ganze Landes- und Gemeinverfassung ist auf der Kriegsordnung aufgebaut und wie bei den alten Germanen ziehen Weiber und Kinder mit in's Feld, und die Frauen beden mit ihren tapferen Leibern die Wagenburg des Lagers. Gleich den alten Germanen trinkt der Abessinier den Meth, gegorenen Honigsaft, und trinkt ihn aus dem Horn und trinkt immer noch Eins. Gleich den alten Germanen hat der Abessinier seine Frauen, welche ihm die Heldengesänge singen, ehrt und liebt er sein Weib und genießt in Ruhe ihre Dienste und ihre Treue. Und doch haben auch der Orient und die Gluth der Tropenwelt nicht bloß die Haut dieses mächtigen Abenbolkes dunkel gefärbt, sondern auch ihren Sitten wieder besondere Eigenart gegeben, namentlich jenen Sitten, die das Wesen des Weibes bestimmen.

Die Abessinierin ist nicht die verblühte, mißtrauisch bedachte Skabin des Mannes, wie bei den Muselmanen, sie ist jene veredelte und heiß begehrte und schieflich werden doch nur Unschuldige und Mitleider fettenommen, weil die Hauptberuf und Arbeiter sich nach zu rechten Zeit aus dem Staube machen.

Das ist eine alte Erfahrung, welche auch fürderer Erfahrung in seiner Vaterstadt mehr als einmal miterlebt hat.

„Ich,“ sagte er, „wenn ich Bürgermeister wäre, mir käme keiner von den Schuldigen ungestraft davon!“

„Wichtig ist die Bürgermeister. Und bald darauf gab's auch einen Kravall, weil die Straßengeleuchtung in Folge schlechten Brennöl's seit sechs Wochen nicht funktionierte.“

Unzufriedene und Uebelwollende rühten in hellen Schaaren gegen das Rathhaus an. „Sie stürzen das Haus, jammerten die Stadtväter — und wir erwischen noch dazu Keinen von ihnen!“

Nur Wänter lächelte. Er hatte in aller Stille hinter dem Rathhaus die Feuerzylinder aufstellen lassen. Wänter schloß das Thor auf und, ehe noch ein einziger von den Murrübrern entfliehen konnte — züßte ein kräftiger Strahl mitten unter sie hinein.

Und am anderen Tage sahen sie alle bei den letzten hinter Schloß und Riegel. Die Polizei hatte ja ein leichtes Spiel; denn das, womit der Bürgermeister die Spritze hatte füllen lassen, war ein solches, bauerhaftes — Pariserblau gewesen, das Jeden unteuerbar kennzeichnete.

nichts an Achtung, wenn die Ehe geschieden war, weil der Eheherr nach Europa zurückkehrte. Wäre es nach den abessinischen Frauen gegangen, die Italiener hätten nie Anlaß gehabt, ihre africanischen Wünsche zu befragen.

Eine reizende Probe weiblicher Gefinnungskreie erlebte der Leutenant Mareffotti nach der Schlacht von Abua. Er war in der Schlacht mit einer kleinen Gruppe vom Gros abgeschnitten und von einem Ras, der ihn mit hundertscher Uebermacht umgelenkte, gefangen genommen und weggeführt worden. Abends kamen sie in einen Ort, wo ihm der Ras eine Hütte neben den gefangenen Soldaten Lagerplätze anwies. Als sich Leutenant Mareffotti eben niederlegen wollte, trat ein schönes abessinisches Weib in die Hütte und sagte zu ihm in gutem Italienisch: „Ich habe längere Zeit in Asmara gelebt und den Italienern ein freundliches Andenken bewahrt. Ich will Dir meinen Namen nicht nennen, aber ich will Dir sagen, daß mich das traurige Schicksal schmerzt, das Euch betroffen hat. Nimmt das als Andenken an mich.“ Sie gab ihm ein Gebetbuch und verschwand. Der Ras geleitete am nächsten Tage seine Gefangenen weiter und entließ sie frei auf der Straße nach Wäntel. — Dort erzählte der vom Glücke so begünstigte Officier sein Abenteuer — und die Kameraden erinnerten sich. Das war die schöne Amara, die vordem Gattin eines italienischen Officiers gewesen und dann auf einmal verschwunden war. Sie aalte nachmals den Ras geheiratet und diesen nun zur Witwe gelehrt die Italiener gestimmt, in deren Mitte sie früher gelebt.

Sichere Ueberführung.

Wenn bei Straßentrawallen die Polizei vorgeht, um sich der Thäter zu bemächtigen, kommt es meist erst zu noch größeren Ausschreitungen, und schließlich werden doch nur Unschuldige und Mitleider fettenommen, weil die Hauptberuf und Arbeiter sich nach zu rechten Zeit aus dem Staube machen.

Das ist eine alte Erfahrung, welche auch fürderer Erfahrung in seiner Vaterstadt mehr als einmal miterlebt hat.

„Ich,“ sagte er, „wenn ich Bürgermeister wäre, mir käme keiner von den Schuldigen ungestraft davon!“

Wichtig ist die Bürgermeister. Und bald darauf gab's auch einen Kravall, weil die Straßengeleuchtung in Folge schlechten Brennöl's seit sechs Wochen nicht funktionierte.“

Unzufriedene und Uebelwollende rühten in hellen Schaaren gegen das Rathhaus an. „Sie stürzen das Haus, jammerten die Stadtväter — und wir erwischen noch dazu Keinen von ihnen!“

Nur Wänter lächelte. Er hatte in aller Stille hinter dem Rathhaus die Feuerzylinder aufstellen lassen. Wänter schloß das Thor auf und, ehe noch ein einziger von den Murrübrern entfliehen konnte — züßte ein kräftiger Strahl mitten unter sie hinein.

Und am anderen Tage sahen sie alle bei den letzten hinter Schloß und Riegel. Die Polizei hatte ja ein leichtes Spiel; denn das, womit der Bürgermeister die Spritze hatte füllen lassen, war ein solches, bauerhaftes — Pariserblau gewesen, das Jeden unteuerbar kennzeichnete.

Gebantenpflücker.

Glücklich ist eigentlich nur der, welcher mit Gedicht zu entbehren versteht. Mancher tröflet sich so, daß der sein Unglück dann noch größer erscheint.

Wer erst anfängt im Alter zu sparen, gleicht demjenigen, der erst beim Brande seines Hauses an die Vertheilung denkt.

Die Exzente berühren sich, drum meint der eine vor Lachen und der andere lacht vor Wuth.

Die Lüge wird gebelien allezeit, Sie braucht nichts weiter als ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.

Manß sie, gezanpelt und gewannpnet sein, Wer sie anpelt, der ist ein schöner freu'n.